

Nr. 221 Bromberg, den 27. September 1933.

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von **John Spencer.**

(2. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

4.

Es liegt in der Natur der Sache, daß jeder Erpresser das Lösegeld für seine Opfer an einem möglichst verborgenen Platze in Empfang nehmen will. Aber der Ort mag noch so gut ausgewählt sein — er ist niemals ganz sicher, ob inzwischen nicht schon die Polizei verständigt und hinter ihm her ist.

Dies Problem hatte der Wisperer auf seine Art gelöst. Es war seine Hauptsorge, daß niemand, mit dem er zu tun hatte, jeweils im voraus darüber Bescheid wußte, wo das Lösegeld abzuladen war. Auf diese Weise konnte die Polizei nicht vorher verständigt werden und ihm eine Falle stellen. So war er auch bei Roland Blatch immer nur schrittweise vorgegangen.

Roland saß in dem Wagen, der ihn nach dem Liverpool-Street-Bahnhof brachte. Dabei behielt er ständig seine Uhr im Auge, um den rechten Zeitpunkt nicht zu versäumen. Um zehn nach elf, während sie noch in voller Fahrt waren, öffnete er das Kästchen, nahm die Kopfhörer heraus und legte sie an. Da gewahrte der Chauffeur bei einem zufälligen Blick in den Rückspiegel die Kopfhörer.

Er wandte sich rasch, wie um sich zu vergewissern, und starrte seinen Fahrgast einen Augenblick erstaunt an. Dann nahm er seine ganze Kaltblütigkeit zusammen und handelte genau nach den Geheiminstruktionen, die von Scotland Yard aus an alle Chauffeure ausgegeben waren.

„He!“ rief er dem Verkehrspolizisten im Vorbeifahren zu. „Der Wisperer! Nach dem Liverpool-Street-Bahnhof unterwegs.“

Dann geschah etwas, was für London immerhin den Reiz der Seltenheit hatte. Ein Verkehrsschutzmann, der gerade damit beschäftigt war, an einem wichtigen Knotenpunkt die Verkehrszeichen zu geben, ließ plötzlich seinen Arm sinken und rannte wie ein Wettläufer im schnellsten Tempo zum nächsten Telephonhäuschen, indem er den Verkehr sich selbst überließ.

Roland nahm das alles wahr, ohne aber weiter Interesse dafür aufzubringen. Er bemerkte auch, wie der Chauffeur eine kleine rote Metallscheibe an der rechten Seite der Windschutzscheibe befestigte.

Der Verkehr war jetzt in einem vollkommenen Wirrwarr, und noch bevor das Durcheinander sich wieder gelöst hatte, ertönte bereits die Stimme des Wisperers durch die Kopfhörer:

„Wenn Sie auf dem Liverpool-Street-Bahnhof ankommen, aber nicht früher, sagen Sie dem Chauffeur, Sie hätten Ihre Absicht geändert und wollten nach dem London-Bridge-Bahnhof.“

Roland nahm die Kopfhörer ab und legte sie wieder sorgfältig in das Kästchen zurück. Er behandelte den Apparat mit der größten Achtsamkeit. Wenn er etwa zufällig beschädigt werden sollte ....

Am Eingang des Liverpool-Street-Bahnhofs hatte ihn schon das Überfallkommando aufs Korn genommen, ohne daß er selbst etwas davon ahnte.

Als das Auto in den Bahnhofsvorplatz einfuhr, beugte sich Roland aus dem Fenster heraus.

„Ich habe es mir anders überlegt. Fahren Sie nach dem London-Bridge-Bahnhof!“

Der Chauffeur brummte zustimmend und wendete.

Als er wieder am Ausgang angelangt war, wurde er von dem Scotland Yard-Wagen angehalten.

An jedem Fenster erschien ein Mann.

„Was zum Teufel . . .“

„Alles in Ordnung! Wir sind von Scotland Yord.

Mein Name ist Hendricks, Sergeant bei der Kriminalpolizei. Haben Sie etwas dagegen, wenn wir mit einsteigen?“

Roland mußte einen ziemlich verstörten Eindruck machen, denn der andere fügte hinzu:

„Ich kann mir schon denken, wie Ihnen jetzt zumute ist, ich war ja schon bei der Sache mit Lord Hibberd dabei. Sie haben natürlich Angst, daß wir Ihnen dazwischenpfuschen wollen. Aber wir denken gar nicht dran — da können Sie ganz unbesorgt sein. Natürlich haben wir das Recht, mit Ihnen mitzukommen. Aber wir haben nicht die Absicht, sonst irgend welchen Zwang anzuwenden, wenn es sich irgend vermeiden läßt.“

„Na, gut also!“ erwiderte Roland, indem er sich mit der Sachlage abzufinden suchte. „Wir sind jetzt unterwegs nach London-Bridge.“

Die beiden Männer stiegen ein, und das Auto fuhr wieder weiter. Aber der Zwischenfall war nicht unbemerkt geblieben, und die anderen Chauffeure, die am Bahnhof stationiert waren, hatten die rote Scheibe bemerkt. Ohne sich um die polizeilichen Anweisungen, die ihnen Geheimhaltung zur Pflicht machten, zu kümmern, brüllten sie einander ihre Bemerkungen zu. Ihre Aufregung übertrug sich auf die Passanten, und so entstand alsbald ein großes Gedränge.

„Sie können jetzt die rote Scheibe wieder abnehmen!“ rief Hendricks dem Chauffeur zu. Dann gab er ein lautes Kommando, und einen Augenblick später lief ein Polizeibeamter, der plötzlich aus dem Nichts heraus aufgetaucht zu sein schien, zum Ausgang und machte den Weg frei.

„Wenn so etwas noch mal vorkommt, dann werden wir wohl nicht mehr zurechtkommen!“ murrte Roland, in dem allmählich eine wachsende Furcht vor dem Ausgang dieses Abenteuers aufzusteigen begann.

„Wir werden schon noch zurechtkommen. Das ist einer von den Vorteilen, die Sie davon haben, wenn Sie in unserer Begleitung sind! Unser Polizeiwagen kommt auch gleich hinterher. Wenn es nötig ist, können wir Sie zur Beschleunigung auch mit dort hinüber nehmen.“

Sie waren jetzt wieder auf der Straße angelangt und reihten sich in den langsam vorwärtsflutenden Verkehr ein.

„Wen hat er denn entführt? Ihre Frau?“

„Sie soll bald meine Frau werden ... in wenigen Wochen — wenn sie diesen Tag überlebt!“ Er war immer noch durch die Anwesenheit der Beamten beunruhigt. „Sehen Sie mal — für Sie ist das schließlich nur ein Fall wie jeder andere — und Sie haben es vor allen Dingen bloß darauf abgesehen, den Wisperer zu fassen. Aber für mich steht dabei noch etwas anderes auf dem Spiele ...“

„Ja, schon gut, Mr. ...“ Roland nannte seinen Namen.

„Schon gut, Mr. Blatch. Sie haben ja, unter uns gesagt, ganz recht! Aber sehen Sie mal — wir haben auch nicht die geringste Veranlassung, Ihnen dazwischenzupfuschen, nur um unser eigenes Ziel zu erreichen. Denn wenn nachher etwas passiert, und wir erwischen den Kerl doch nicht gleich, dann hat es nicht nur Ihre arme Lady auszubaden, sondern wir haben auch ein für allemal das Nachsehen, denn der nächste, dem es dann so geht wie Ihnen, wird sich gewiß schön hüten, mit uns zusammen zu arbeiten. Wir haben also auch keinen anderen Wunsch, als daß Sie uns nach Möglichkeit zu Hilfe kommen. Lassen Sie uns alles sogleich wissen, was er Ihnen aufgetragen hat.“

Roland nickte mit dem Kopf. Dabei wünschte er von ganzem Herzen, daß ihm die Polizisten niemals in die Quere gekommen wären. Er hatte ihre Hilfe nicht nötig — und er fürchtete trotz ihrer Hilfsbereitschaft nur eine Störung, die ihn an der Ausführung der erhaltenen Weisungen behindern könnte. Sollten sie ihn nach seiner Adresse fragen, so würde er ihnen die von Sir Henry Glazeborough angegeben.

Auf dem London-Bridge-Bahnhof machten die Beamten, zu denen noch zwei andere gestoßen waren, für ihn eine ruhige Ecke ausfindig und deckten ihn für den Allgemeinen Verkehr, während er die Kopfhörer anlegte. Als er damit beschäftigt war, stieß er versehentlich an das Kästchen und wurde sofort bei der Vorstellung, daß er am Ende den Mechanismus beschädigt haben könnte, von einem wahren Entsetzen befallen.

Seine Furcht steigerte sich noch, als er bemerkte, wie die mächtigen Zeiger der Bahnhofsuhr bereits auf fünf Minuten vor zwölf vorrückten. Jetzt hatten sie sogar den Strich überschritten — und er war schon vollkommen überzeugt, daß der Apparat beschädigt sei. Da hörte er plötzlich wieder die Stimme:

„Nehmen Sie ein Abteil erster Klasse im Zwölf-Uhr-Expreß nach Brighton. Sie haben keine Zeit mehr, eine Karte zu lösen. Bahnsteig Nummer vier. Zahlen Sie an der Sperre.“ Roland begann loszulaufen, ohne sich um die Polizisten zu kümmern. Die Beamten begriffen sofort und setzten sich ebenfalls in Bewegung, ohne weiter zu fragen.

Er fand ein leeres Abteil. Es waren jetzt gerade noch anderthalb Minuten bis zur Abfahrt des Zuges.

„Recht so! Ich werde versuchen, zu verhüten, daß jemand noch im letzten Augenblick herein will“, verkündete Hendricks, und Roland bekehrte sich zu der Ansicht, daß es vielleicht doch ganz günstig war, die Polizisten bei sich zu haben. Die beiden anderen Beamten waren verschwunden.

Als der Zug abfuhr — es war genau Punkt zwölf Uhr — erhielt Roland eine neue Anweisung des Wisperers:

„Nehmen Sie den Beutel in die Hand und stellen Sie sich an das offene Fenster!“

Die Geheimpolizisten beobachteten mit Interesse, wie Roland den Riemen aufschnallte und den Beutel unter seinem Rock hervorholte.

„Das ist ja eine merkwürdige Aufmachung, Mr. Blatch“, bemerkte Hendricks, „was ist denn das?“

„Das ist ein Diamantenschmuck“, antwortete Roland, der jetzt seine ganze Furcht vor dem Eingreifen der Geheimpolizei mit einem Schlage verwirklicht sah.

„Aha, natürlich Ihr Eigentum? Na, das scheint ja eine ganz hübsche Portion zu sein. Mit Kleinigkeiten gibt sich der Wisperer nicht gerade ab.“

„Ja, das ist ein alter Familienschmuck, der sich schon seit Generationen in unserer Familie weiter vererbt hat.“ Vor lauter Furcht begann er mit einer bemerkenswerten Geläufigkeit zu schwindeln. Aber wenn er gesagt hätte: „Ich habe sie aus dem Geldschrank meines Chefs gestohlen“, dann hätte er damit rechnen müssen, daß ihm der Schmuck schleunigst wieder abgenommen worden wäre. „Ja, da ist das berühmte Blatchdiadem dabei — vielleicht haben Sie schon was davon gehört? Es hat ursprünglich einmal der Gräfin Schwindlinski gehört, einer entfernten Verwandten, die ein trauriges Ende genommen hat: sie hat sich nämlich selbst erhängt, die Gute! Als mein seliger Vater starb, wurde das Diadem allein auf vierzigtausend Pfund geschätzt.“ Seine Stimme bebte, während er dieses verwegene und weithergeholte Lügengewebe hervorbrachte. Hendricks aber schien das Ganze gutgläubig zu verdauen.

„Na schön, ich hoffe, daß wir's schon wieder für Sie zurückkriegen werden!“ grunzte er zustimmend.

„Oh, danke schön, das hoffe ich auch. Bloß um Himmels willen jetzt keine Unvorsichtigkeiten!“

Der Zug eilte durch die Vorstadt und begann seine Geschwindigkeit zu erhöhen. In ein paar Minuten würde er seine Höchstgeschwindigkeit erreicht haben und für den Rest der Fahrt beibehalten. Da kam ein Surren durch die Kopfhörer, das allmählich klarer wurde. Dann ertönte die Stimme des Wisperers — sie war jetzt weiter entfernt und auch ein wenig schwerer zu verstehen:

„Halten Sie sich bereit. In einer Minute werde ich Ihnen Ihre Anweisungen geben. Wenn Sie Geheimbeamte bei sich im Wagen haben sollten, ist es ratsam, ihnen nicht auf die Nase zu binden, was ich Ihnen jetzt sage.“

Schweigen. Die Geheimpolizisten beobachteten ihn scharf.

„Na, eben ist doch etwas durchgekommen?“ fragte Hendricks.

„Jawohl, er befahl mir, am Fenster stehen zu bleiben und mich nicht wieder hinzusetzen“, log Roland. Eine Minute verging, dann:

„Nun zu Ihren Anweisungen: Lehnen Sie sich nicht aus dem Fenster heraus, um die Strecke zu beobachten — aber halten Sie Ihr Augenmerk auf das Nebengleise gerichtet. Ungefähr in einer Minute werden Sie eine schwarze Flagge mitten auf dem Gleise aufgepflanzt sehen. Sobald Sie diese Flagge bemerken, werfen Sie den Beutel aus dem Fenster hinaus. Ich werde jetzt nicht wieder mit Ihnen sprechen. Wenn Sie meine Anweisungen befolgt haben, so wird Miß Merrow innerhalb einer Stunde wieder in ihrer Wohnung sein.“

Roland konnte es nicht wagen, diese Nachricht an Hendricks weiterzugeben. Der zweite Geheimpolizist hatte schon die Hand an der Notbremse. Während er die Strecke aufmerksam im Auge behielt, sprach er mit Hendricks.

„Er sagt ... in fünf Minuten ... werde ich eine schwarze Flagge auf der Strecke bemerken, und dann soll ich den Beutel hinauswerfen.“

Noch während er sprach, erblickte er bereits die schwarze Flagge durch das Fenster. Er schleuderte den Beutel hinaus und sah, wie er zu den Füßen eines Mannes mit einer Gesichtsmaske niederfiel. Wieder einmal hatte der Wisperer sein Lösegeld eingezogen — und diesmal buchstäblich unter der Nase der Geheimpolizei von Scotland Yard.

5.

Hendricks Kollege riß die Notleine nieder, und im selben Augenblick schon fühlte Roland, wie die Bremsen anzogen. Er sank auf seinen Sitz nieder, von der Anstrengung erschöpft. Hendricks sah ihn befremdet an.

„Mir scheint, das Zeitmaß des Wisperers war ein bißchen danebengegriffen. Sie sagten doch was von fünf Minuten, nicht wahr? Aber vielleicht haben Sie nicht ganz richtig kapiert, was er sagte, Mr. Blatch?“

Der Zug verlor ständig an Geschwindigkeit. Er kam zum Halten. Roland wies auf die Notbremse hin.

„Sehen Sie nur — wenn Sie den Mann jetzt erwischen.“

„Das werden wir gewiß nicht. Das einzige, was wir hoffen, ist, daß wir seine Spur aufnehmen können. Wir werden schon einen Kilometer weit entfernt sein, bis der Zug steht.“

„Aber Sie sagten doch, daß Sie mir nicht dazwischenpfuschen wollten!“ Rolands Einwand klang beinahe herausfordernd, wie ein offener Vorwurf. „Unsere Vorschriften gehen dahin, nicht einzugreifen, während das Lösegeld ausgehändigt wird“, sagte Hendricks. „Aber wir beginnen sobald danach, wie es nur irgend möglich ist.“

Roland fühlte plötzlich Übermüdung. Eine Art Gleichgültigkeit überkam ihn. Er nahm die Kopfhörer ab und ließ sie auf den Boden des Abteils niederfallen. Das Kästchen hatte jetzt seine Bedeutung für ihn verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin von Mekka.

Von G. Wilhelm Sandrock.

Der Orient, die Wüste, ihre Oasen, sie sind für uns noch mit dem verklärenden Schein der Romantik umgeben. Sie haben viele enttäuscht und manchem Verhängnis gebracht.

Es sollte eine Vergnügungsreise werden, die vor mehr als einem Jahr den jungverheirateten französischen Grafen d'Andurain und seine reizende blonde Frau nach Syrien führte. Er konnte sich das leisten, denn sein Vater war vorsorglich genug gewesen, dem Sohn ein stattliches Vermögen zu hinterlassen. So ließ sich das Leben in Syrien gut an. Die Gräfin war entzückt von allem, was sie sah, von den Palmen und Oliven, von den winkligen Gassen und prachtvollen Innenhöfen Beiruths und Damaskus', von den Bergen, die in der Sonne flimmerten, und von den Menschen. Der Graf durchstreifte mit seinem Wagen das Land von einer Ecke zur anderen, schaffte sich einen Stall arabischen Vollbluts an, und die junge Frau sah in ihrem Haus fast täglich Beduinenscheichs im wallenden Burnus. Sie lebte in einem Traumland und nahm die Höflichkeiten der ernsten Araber als selbstverständlichen Tribut entgegen. War sie nicht eine Königin unter ihren braunhäutigen, ein wenig schweigsamen Rittern?

Da fiel ihr ein Buch in die Hand: „Leben der Lady Hester Stanhope". Zum ersten Mal erfuhr sie von dieser sonderbaren Frau, der Nichte des großen William Pitt, die vor mehr als einem Jahrhundert drüben jenseits der Libanonberge unter den Arabern gelebt hatte und eine Art Königin unter ihnen gewesen war. Das Buch ließ der Gräfin d'Andurain keine Ruhe. Sie wollte in die Fußstapfen der romantischen Engländerin treten.

Irgendwie mußte der Anfang hierzu gemacht werden. Der Graf war gerade wieder einmal mit seinem Wagen unterwegs, landauf, landab. Vielleicht hätte er sich überhaupt ein wenig mehr um seine junge Frau kümmern sollen. Dann würde er ihr wahrscheinlich den Plan ausgeredet haben, nach Mekka zu pilgern, um den mohammedanischen Ehrentitel des Hadschi zu erringen. Einigen vertrauten Freunden erzählte sie von ihren Absichten: „Warum soll mir nicht gelingen, was Lady Stanhope vollbrachte. Schöner als ich ist sie sicher nicht gewesen." — Die Vertrauten warnten: „Unmöglich! Als Europäerin und Christin!" — Die Gräfin lächelte nur: „Ihr werdet schon sehen."

Bald darauf hatten die Freunde allen Grund, sich zu wundern. Die junge Frau erklärte ihnen kurz und bündig, sie habe sich von ihrem Mann scheiden lassen und nach mohammedanischem Ritus einen Führer aus der Wahabitenleibwache des Ibn Saud geheiratet. Natürlich handle es sich hier nur um eine Scheinehe, damit sie als Frau eines Islamiten ungehindert Mekka erreichen könne.

Fast unmittelbar darauf trat die frühere Gräfin mit ihrem mehr wild als romantisch aussehenden Scheingatten die Wallfahrt nach Mekka an. Sie trug arabische Tracht, und aus dem dichten Schleier sahen nur ihre Augen unter den schwarzgefärbten Brauen und Wimpern hervor.

Bis hinter Dschidda ging alles nach Wunsch. Hier sollte die neugebackene Mohammedanerin erfahren, daß sie etwas versäumt hatte: ihren islamitischen Gatten über die Stellung zu unterrichten, die er für das ihm bezahlte Geld einzunehmen hatte. In einem kleinen Eingeborenendorf, einige Tage Kamelritt vor Mekka, übernachtete das sonderbare Ehepaar. Hierbei scheint der brave Leibwächter zum Ausdruck gebracht zu haben, daß er sich nicht lediglich als Beschützer und Reiseführer seiner hübschen Frau betrachte. Scheinehen sind in der arabischen Wüste eben unbekannt. Die frühere Gräfin war anderer Ansicht, es scheint zu einer kleinen ehelichen Auseinandersetzung gekommen zu sein, die damit endete, daß der brave Leibwächter am nächsten Morgen vor dem Abmarsch mit einem Dolch in der Brust tot aufgefunden wurde. Die Waffe gehörte zweifellos der „Königin von Arabien".

Natürlich gab es einen großen Aufruhr. In Arabien ist man wohl gewohnt, daß die Frau sich von ihrem Manne gelegentlich ein wenig verprügeln läßt, aber das gefährliche Spielen mit dem Dolch will man ihr nicht zugestehen. Da es sich außerdem um einen von Ibn Sauds Getreuen handelte, so wurde kurzer Prozeß gemacht: Die Wachmannschaft, welche die kleine Karawane begleitete, nahm die arme frühere Gräfin fest und brachte sie nach Dschidda. Dort endete die Wallfahrt nach Mekka, der erste Teil des Königinnentraums, im Gefängnis.

Der diplomatische Vertreter Frankreichs bemühte sich darum, die Freilassung seiner Landsmännin zu erreichen. Die arabischen Behörden bedauerten lebhaft, und kurz darauf lief in Paris die Nachricht ein, die frühere Gräfin d'Andurain sei in aller Form gehängt worden. Der Graf wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel und fuhr weiter spazieren.

Glücklicherweise stellte es sich einige Zeit später heraus, daß die Meldung nicht ganz zutraf. Bei den Gerichtsverhandlungen tauchten doch einige Zweifel an der Schuld der Mekkafahrerin auf. Es ließ sich nicht nachweisen, daß sie es gewesen war, die ihren Scheingatten erstochen hatte. Vielmehr schien ein politischer Gegner des braven Leibwächters den kleinen ehelichen Zwist dazu benutzt zu haben, um den Unliebsamen aus dem Wege zu räumen und den Verdacht auf die Weiße zu lenken. Auf jeden Fall aber hielten die Hedschas-Behörden es für angebracht, die arme verunglückte „Königin" zwei Monate lang im Ungewissen schweben zu lassen, um ihr alle weitere Lust an arabischen Abenteuern auszutreiben.

Kürzlich kehrte nun die schon Totgesagte nach Frankreich zurück. Der Königinnentraum ist ausgeträumt, und die verhinderte Mekkafahrerin freut sich, daß sie — wenn auch nicht als Gräfin d'Andurain — in Frankreich in Ruhe und ohne Angst um ihren schlanken Hals weiterleben darf.

Die enge Gasse.

Skizze von Georg Eschenbach.

Kalt und ungemütlich war der Wintertag, als der Marquis von Damremont in seine Staatskarosse stieg. Er wäre lieber daheim in der warmen Stube geblieben, im Lehnstuhl vor dem großen Kamin, und hätte sein Zipperlein gepflegt.

Aber das ging ja nicht. Für die Ehre, Gesandter seiner Allerchristlichsten Majestät des Königs von Frankreich im Haag zu sein, mußte manche Bürde getragen werden. So auch diese jetzt, da der Herr Ratspensionär de Witt den Marquis hatte wissen lassen, daß er ihn zu empfangen wünsche, um sich einmal über die europäische Lage auszusprechen.

Mißgelaunt saß der Gesandte in seiner Prunkkarosse, wütend, weil er in seinem Staatswagen allein sein mußte und niemand hatte, an dem er seinen Ärger auslassen konnte. Denn um sich aus dem Fenster zu beugen und das Gefolge dort draußen anzuschnauzen, war es dem Marquis entschieden zu kalt.

Übrigens mußte man bald am Ziel sein. Da bog der Wagen ja auch schon in diese enge Gasse ein, von der es nur noch ein paar hundert Schritt waren bis zum Binnenhof. Komische Käuze übrigens, diese holländischen Pfeffersäcke. Hatten Geld genug und bauten sich doch keinen neuen großen Regierungspalast, ließen nicht einmal ein paar Häuser umreißen, damit eine anständige Anfahrt zu diesem Binnenhof entstand. Waren eben Krämerseelen und konnten nicht aus ihrer Haut heraus.

Der Gesandte wurde plötzlich in seinen Betrachtungen gestört, denn die Karosse hielt mit einem Ruck. War wieder einmal ein Kind vor die Pferde geraten? Man machte hier zu Lande überhaupt zuviel Federlesen mit so einer Kröte. In Frankreich hätte man sich weniger darum gekümmert. Neugierig steckte der Herr Marquis den Kopf zum Fenster hinaus.

Was er da sehen mußte, war freilich zehnmal schlimmer als ein überfahrenes Kind. Vor seinem Wagen — so nahe, daß die beiderseitigen Vorderpferde einander nach der Schnauze schnappten — stand die Staatskarosse des spanischen Gesandten. Aber keiner konnte vorrücken, weil die Straße zum Ausweichen zu eng war . . .

Einer also mußte zurück!

Für den Gesandten seiner Allerchristlichsten Majestät war es ganz selbstverständlich, daß nicht er dieser eine sein würde. Unmöglich! Die Krone Frankreichs würde dadurch gedemütigt, das Lilienbanner in den Staub getreten werden. Der Marquis von Damremont ging nicht zurück. „Nur

„über meine Leiche!" schrie er todesmutig zum Fenster hinaus. Denn sein Gefolge hatte sich um seinen Wagen geschart.

Leider dachte der Spanier drüben ebenso. Dem Franzosen Platz machen? Kein Gedanke daran. Diesem aufgeblasenen Gesellen dort drüben den Vorrang lassen? Um keinen Preis. Lieber verhungerte er hier auf der Stelle.

Ein paar Minuten lang standen sich die Gegner schweigend und ihre Kräfte abmessend gegenüber. Beide kamen leider zu der Erkenntnis, daß der Feind gleich stark war, weshalb Gewalt nicht ratsam erschien. Dagegen konnte man ruhig seinem Herzen und seiner Zunge freien Lauf lassen.

Die Wortschlachten zwischen Griechen und Trojanern waren ein Kinderspiel gegen das Geschrei, das bald darauf durch die sonst so ruhigen Gassen des Haags hallte. Was die beiden Sprachen an Schimpfworten kannten, das warf sich das Gefolge der Gesandten gegenseitig an die Köpfe. So schimpften sie sich eine Stunde lang herum, während die beiden Gesandten wortlos und würdevoll in ihren Staatskarossen saßen und kalte Füße bekamen. Die ganze Gasse war voller Menschen, für die der diplomatische Streitfall eine willkommene und prickelnde Aufregung bedeutete.

Nun war unter den Franzosen einer, der hatte sich solchen Mut angeschrien, daß er einem Spanier auf die Zehen zu treten wagte. Eine Ohrfeige war die Antwort, und im nächsten Augenblick flogen wohl oder übel die Degen aus der Scheide. Das sah viel gefährlicher aus, als es in Wirklichkeit war, denn jeder scheute sich davor, ein ellenlanges Stück Eisen in den Leib zu bekommen; aber auf die starrenden Holländer machte das Degengeklirr einen überwältigenden Eindruck.

Vielleicht wäre doch noch Blut geflossen, würde nicht in diesem Augenblick ein Beauftragter des Herrn Ratspensionärs und Diktators de Witt eingetroffen sein. Dessen Herrn und Meister war der — stark aufgebauschte — Bericht von der männermordenden Schlacht dort unten in der engen Gasse überbracht worden, und nun sollte der Beauftragte Frieden stiften. Das gelang ihm freilich nur so weit, daß die zähnefletschenden Gegner — vielleicht ein wenig zu rasch — ihre Klingen wieder in die Scheide stießen. Aber vom Nachgeben wollte keiner etwas wissen.

So mußte der Beauftragte seinem Herrn melden, Franzosen und Spanier würden wahrscheinlich bis an ihr Lebensende einander in der engen Gasse gegenüberstehen, wenn man nicht von holländischer Seite nachhelfe. Der Ratspensionär rieb sich das Kinn: „So? Und wie meint Ihr, daß man den Leuten nachhelfen könnte?" Der andere glaubte die richtige Antwort gefunden zu haben: „Man müßte hinten vor jede Karosse ein paar Pferde spannen und die Kutschen nach rückwärts aus der Gasse ziehen."

Davon wollte aber der Ratspensionär nichts wissen: „Nein, mein Lieber, dann erklärt uns schließlich noch Spanien sowohl wie Frankreich den Krieg. Die Herren gehen keinen Schritt zurück. Also bleibt nichts anderes übrig, als die Gasse zu erweitern, daß sie aneinander vorbeifahren können!"

Das Wort des Herrn de Witt war Befehl, und zwei Stunden später hatte man in der engen Gasse hier eine Hausecke, dort einen Zaun weggerissen. Und dann fuhren die beiden Gesandten, die Nase hoch in der Luft und steif wie die Wachspuppen, an einander vorüber.



16jährige Wanderung einer Nadel durch den Körper.

Im Krankenhaus von Brüx wurde eine Frau aus Bilin durch eine schwierige Operation von einer Nadel befreit, die seit 16 Jahren in ihrem Körper umherwandert. Vor 16 Jahren hatte sich die Frau beim Nähen verletzt. Die Nähnadel brach entzwei und das Öhr mit einem Stück Zwirnsfaden blieb in der Hand stecken, während die Spitze tief in den Finger eindrang und nicht mehr zu entfernen war. Die Frau selbst hatte keine Ahnung davon, daß die Nadelspitze in das Fleisch eingedrungen war. Nach einiger Zeit fing sie jedoch an zu kränkeln und hatte an starken Schmerzen zu leiden. Der Arzt konnte keine Krankheit feststellen. Als die Schmerzen aber nicht nachließen, ließ sie sich nochmals von anderen Ärzten untersuchen. Die Diagnosen lauteten verschieden. Die Frau unterzog sich im Laufe der Jahre mehreren Operationen, da man eine Erkrankung der inneren Organe vermutete. Doch auch danach machte sich keine Erleichterung des Leidens bemerkbar. Die Frau mußte jährlich zwei- bis dreimal in ein Krankenhaus gebracht werden. Jetzt endlich, nach 16 Jahren, konnte sie von ihrem Leiden erlöst werden. Die Heilung hat sie einem kräftigen Niesen zu verdanken, so unglaublich es auch klingen mag. Die Kranke mußte heftig niesen und spürte gleichzeitig einen starken Schmerz im Leib. Bei der Untersuchung stellte man fest, daß ein winziges Stück der Nadel nach außen gedrungen war. Nun konnte die Nadelspitze leicht entfernt werden, und die Kranke kann wieder ohne Schmerzen sich ihres Lebens freuen.

*

Diebe, die um Hilfe rufen.

Bei Schönau wurden zwei Felddiebe auf frischer Tat ertappt, als sie Rüben stehlen wollten. Die beiden Burschen wurden vom Flurenwächter überrascht und angerufen. Sie wagten nicht zu fliehen und ließen sich festnehmen. Auf dem Wege zur Gendarmerie begannen sie jedoch plötzlich gellend um Hilfe zu rufen, so daß es den Anschein hatte, als ob sie schwer mißhandelt würden. Ihr Trick hatte auch tatsächlich Erfolg, denn zwei heimkehrende Arbeiter stellten den Flurenwächter zur Rede und wollten die armen „Angegriffenen" befreien. Als der Wächter sich zur Wehr setzte, entspann sich eine Schlägerei, die erst durch das Hinzukommen eines Gendarmen beendet wurde. Einem der beiden Diebe war es gelungen, während des Handgemenges zu entkommen. Der andere wurde in sicheren Gewahrsam gebracht.

*

Der Salomo auf dem Zollamt.

Eine wahrhaft salomonische Entscheidung fällte kürzlich ein Zollbeamter in Dover, dem bei der Prüfung des Gepäcks eines Reisenden ein Buch, das in England verpönt ist, in die Hände gefallen war. Der Besitzer bat flehentlich, von der vorgeschriebenen Beschlagnahme abzusehen. Er habe das Buch erst zur Hälfte gelesen, und es sei doch so interessant. „Na, wie weit sind Sie denn gekommen?" erkundigte sich der Beamte. Der arme Sünder wies auf die betreffende Seite, worauf der andere das Buch an der entscheidenden Stelle durchriß und dem Reisenden den noch ungelesenen Teil aushändigte. Der Beamte hatte seiner Pflicht genügt.



Der Kenner.



„Bester Herr, Sie wissen ja nicht, wie Hunger weh tut!"
„Das kenne ich, mein Lieber — muß jedes Jahr eine Entfettungskur durchmachen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.